

# Wilhelm Zoellners soziales Anliegen

Von Werner Philipps, Arnsberg

Wilhelm Zoellner war von 1905–1930 Generalsuperintendent von Westfalen. Nach so langer Zeit und in einer so anders gewordenen Welt sich mit seinen sozialen Anliegen zu beschäftigen, kann nur dann sinnvoll und berechtigt sein, wenn hier in die Zukunft weisende Gedanken vorhanden sind und zugleich ein Einsatz in der westfälischen Kirche sichtbar wird, der über das, was einem Generalsuperintendenten üblicherweise von Amtes wegen aufgetragen ist, hinausgeht. Das wäre in diesem Aufsatz nachzuweisen.

## 1.

Der Abstand der Zeiten legt es nahe, etwas zur Biographie und zur Charakterisierung Zoellners zu sagen, soweit es für unser Thema belangvoll ist. Das scheint auch deshalb notwendig zu sein, da sein Name vielen nur noch mit dem unglücklichen Ausgang seines Wirkens im Kirchenkampf verbunden ist, als der 75jährige 1935 vom nationalsozialistischen Staat den Auftrag übernahm, die Kirche zu ordnen, und er als Vorsitzender des Reichskirchenausschusses 1937 scheiterte.

Wilhelm Zoellner (1860–1937) wurde zwar in Minden geboren, wo sein Vater damals bei der Eisenbahn als Bremser beschäftigt war. Die aus Gütersloh stammenden Eltern zogen aber später in die Heimatstadt zurück, und er selber hat sich auch immer als Gütersloher gefühlt. Mit 11 Jahren kam er auf das Gütersloher Gymnasium, da man die Begabung dieses aus kleinen Verhältnissen stammenden Jungen wohl bald erkannt hatte. Den entscheidenden Einfluß auf ihn hat der Anstaltspfarrer Theodor Braun, die Seele des Gymnasiums, auf ihn ausgeübt. Johannes Hymmen<sup>1</sup> meint, daß das Gymnasium, „ein echtes Kind der Inneren Mission“, ihm die entscheidenden diakonischen Antriebe gegeben habe. „Von da aus will verstanden sein, wenn der Mann nicht müde wurde, von der Inneren Mission als innerer Reformbewegung der Kirche zu reden, ihr die Aufgabe zuwies, zu warnen und zu mahnen, wo etwa die Kirche ihres Wesens und Dienstes vergrößere, Ziele aufzustecken, wo etwa die Kirche in Gefahr stände, satt und

<sup>1</sup> Joh. Hymmen hat Wilh. Zoellner wohl am nächsten gestanden. Z. verkehrte als Wupperfelder Pfarrer in Hymmens Elternhaus, H. selber verehrte als Schüler Z. und war theologisch früh von ihm beeinflusst. Z. holte ihn als Direktor des Auslandsdiasporaseminars nach Soest (später Witten), weitere Stationen: Direktor des Prov.-Ausschusses für Innere Mission, Konsistorialrat in Münster, Oberkonsistorialrat im Evang. Oberkirchenrat in Berlin, zuletzt dessen Geistl. Vizepräsident. Er heiratete in 2. Ehe Z.s Adoptivtochter.

selbst genügsam zu werden, Wege abzustecken, wo unter veränderten geistigen und sozialen Verhältnissen verlorenes Gebiet wieder zu erobern oder Neuland zu besetzen sei, im Organismus der Kirche die Unruh und der Motor zu sein, daß Gott in ihr zu seinem Recht komme und durch sie sein Werk treiben könne<sup>2</sup>.“

Bedeutsamer scheinen aber die Eindrücke zu sein, die Zoellner in Barmen und Kaiserswerth bekam. Nach der Hilfspredigerzeit in Friedrichsdorf (Senne) wurde er Pfarrer der Lutherischen Gemeinde in Barmen-Wupperfeld (1889–1897). „Die reformierte Überlieferung der Talgemeinden, die auch an den lutherischen Gemeinden sich stark geltend machte, bot die Voraussetzungen für eine gesteigerte Selbsttätigkeit der Gemeinden, sowohl nach Seiten der Liebestätigkeit, wie auch nach Seiten ernstlicher Bemühung, das Evangelium an alle heranzutragen, die zur Gemeinde gehören.“ „Die sich verschärfenden sozialen Gegensätze und die mit jeder Erschütterung des wirtschaftlichen Lebens einsetzende Arbeitslosigkeit . . . bereitete das Bewußtsein für die soziale Aufgabe der Kirche vor – fürwahr: eine hohe Schule für einen Mann, der den Beruf zum Führer in der Kirche und der in ihr verwurzelten Inneren Mission in sich trug<sup>3</sup>.“ – Überraschend wurde Zoellner 1897 zum Vorsteher der Diakonissenanstalt Kaiserswerth berufen, obwohl seine Neigung und Begabung eigentlich mehr auf ein akademisches Lehramt ausgerichtet zu sein schienen. Es ist wohl selbstverständlich, daß er aus dieser Tätigkeit Impulse, Erfahrungen und Zielsetzungen vielfältiger Art für das Amt des Generalsuperintendenten mitbrachte, in das er 1905 berufen wurde. Vorhergegangen waren schwere gesundheitliche Erschütterungen, wohl die Folge tiefgreifender Gegensätze und Auseinandersetzungen in Kaiserswerth. Zoellner schwebte eine grundlegende Reform des zu groß gewordenen Diakonissenhauses vor, dem sich die Mitarbeiter, aus der Fliedner'schen Tradition gekommen, widersetzen. Von jener Zeit her war er auch Mitglied des Zentralausschusses der Inneren Mission und blieb es als Generalsuperintendent.

Daß ein aus der Arbeit der Inneren Mission und insbesondere aus der evangelischen Frauenarbeit Kommender zum Generalsuperintendenten berufen wurde, ist wohl entscheidend auf den Wunsch der Kaiserin Auguste Viktoria zurückzuführen. So hat es mir seinerzeit Wilhelm Zoellner erzählt. Die Kaiserin, eine gläubige, bewußt evangelische Christin, war Protektorin des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, der Ende 1887 auf Anregung des damaligen Prinzenpaares Wilhelm und Auguste Viktoria gegründet war, um „die Bestrebungen zur Bekämpfung der religiös-sittlichen Notstände in Berlin und anderen Städten und in den Industriebezirken zu unterstützen“. „Von besonderer Wichtigkeit sind die beiden Unternehmungen

<sup>2</sup> „Die Innere Mission im evangelischen Deutschland“ Jg. 1930, S. 85.

<sup>3</sup> Ebd.

gen, die der Verein ins Leben gerufen hat . . . die Evangelische Frauenhilfe, aufgrund von 2 Schreiben der Kaiserin vom 4. 3. 1897 und 1. 1. 1899 entstanden, und der Kirchliche Männerdienst 1897/99<sup>4</sup>.“ Von diesem Wunsch der Kaiserin, besonders in bezug auf die Frauenhilfe, die in Westfalen nicht recht vorwärts kam, her ist es verständlich, daß der Blick der Verantwortlichen im EOK Berlin auf Zoellner fiel. In der Beurteilung des EOK heißt es über seine Tätigkeit in Kaiserswerth: „In dieser Stellung hat er sowohl pastoral als auch organisatorisch unter besonderen Schwierigkeiten Bedeutendes geleistet. . . Pastor Zoellner ist theologisch und praktisch hervorragend begabt, gleich tüchtig als Prediger und Seelsorger mit vorausschauendem Blick ausgerüstet, gewandt im Verkehr, zielbewußt, willens- und tatkräftig<sup>5</sup>.“

Nun war Zoellner alles andere als ein „Faiseur“. So nennt er verächtlich die „Macher“, die es auch und gerade im Raum der Inneren Mission gebe, die ohne klare theologisch-kirchliche Zielsetzung als bloße Praktiker agieren – und gerade darum scheitern und Schaden anrichten<sup>6</sup>. Sein späteres kraftvolles Eintreten für die Innere Mission erklärt sich nicht nur aus seinem bisherigen Werdegang, sondern stammt für ihn notwendig aus seiner theologischen Besinnung. Wort und Tat gehören zusammen – das ist hier nicht ein unverbindlicher Gemeinplatz, sondern in der Lebensarbeit und im Lebenskampf durchgehaltene Maxime. Es gehört gewiß zur Charakteristik dieses Mannes, der eine ausgesprochene Führernatur war, daß er als 45jähriger – also mit Antritt seines Amtes in Münster – in seinen Anschauungen völlig ausgeprägt war. Das ist so sehr der Fall, daß man frühere und spätere Äußerungen aus den 25 Jahren in Westfalen nebeneinander legen kann, sie gleichen sich in der Argumentation und bis in die Diktion hinein. Sein praktischer Sinn verhalf ihm aber, die jeweilige Situation in ihren Erfordernissen und Möglichkeiten zu erfassen und bewahrte ihn vor theoretisierender Starrheit. Es trifft auf ihn selbst das Wort aus einer Betrachtung zum Reformationsjubiläum 1917 zu: „die aber festen Herzens sind, die beugen sich wohl wie die Eichen im Sturm, aber sie brechen nicht“<sup>7</sup>.

Der Sturm brach bald genug aus. In seinem Grußwort an die Pastoren zum Dienstantritt am 14. 12. 1905 lesen wir nichts von einem diakonisch-sozialen Programm, sondern das Bekenntnis zum Kreuz Christi, „wo der Kampf um die Fundamente unserer Evangelischen Landeskirche ent-

<sup>4</sup> RGG 2. A. Bd. II S. 1890 Mahling; ausführlicher als in RGG 3. A.

<sup>5</sup> Archiv des EOK: Die Generalsuperintendenten der Provinz Westfalen Vol. I. Westf. Abt. II 1 Bd.1.

<sup>6</sup> Fremdwörter-Duden: Faiseur = Macher, veraltet; für: etwas ins Werk setzen (meist im üblen Sinn).

<sup>7</sup> D. Wilhelm Zoellner, Im Dienst der Kirche, Reden und Aufsätze aus vier Jahrzehnten, Witten 1931, S. 250.

brannt ist“<sup>8</sup>. Im Jahrzent des Apostolicum-Streites, als Harnacks „Wesen des Christentums“ die Gemüter erregte, ist es ein unmißverständliches Bekenntnis von articulus stantis et cadentis ecclesiae, zum paulinischen Evangelium von Jesus Christus. 1906 lehnt das westfälische Konsistorium unter Zoellners theologischer Führung die Berufung Cesars (Protestantenverein) nach Dortmund-Reinoldi ab. Das Irrlehrerverfahren gegen Jatho in Köln im Jahre 1911 fordert zur Stellungnahme heraus. Und 1912 wird G. Traub in Dortmund durch den EOK aus dem Dienst entlassen. Zoellner ist sofort in all diesen Kämpfen drin. Die Vossische Zeitung ruft im Mai 1907 den Kultusminister zu Hilfe: „Wie dieser unerprobte Geistliche, von dem man nichts wußte, als daß er ein orthodoxer Heißsporn war, in ein so verantwortungsreiches Amt berufen werden konnte, ist einfach rätselhaft“<sup>9</sup>. So ist Zoellner in den ersten Jahren seines Wirkens für die Liberalen innerhalb und außerhalb der Kirche der orthodoxe Buhmann; von der anderen Seite, seinem „sozialen Anliegen“ hörte man augenscheinlich wenig, jedenfalls war er dadurch in der Öffentlichkeit nicht profiliert. Und doch hat er es nicht ohne Kämpfe schon im ersten Vierteljahr seiner Amtstätigkeit fertiggebracht, daß der Provinzialverband der Westfälischen Frauenhilfe gegründet wurde, ist er auf Synoden und in den Gemeinden unermüdlich für die Durchsetzung des Frauenhilfsgedankens tätig, wirbt er in Wort und Schrift für die Innere Mission, hält er z. B. auf dem Deutschen Pfarrertag 1908 in Dortmund ein weit ausholendes Referat „die weibliche Diakonie in der Evangelischen Auslandsdiaspora.“

## 2.

Kurz sei Zoellners theologische Position und die Einordnung der Inneren Mission und seines sozialen Anliegens in sie dargestellt. Sätze aus einem Referat vor der Westfälischen Provinzialsynode im Jahre 1925 „Auf dem Wege zur Kirche“ sind wie ein Leitsatz: „Eine innerlich freie Kirche wird nur dann zustandekommen, wenn anstelle der äußerlich bisher zusammenhaltenden Kraft des Staates jetzt die innerliche Kraft der Glaubens-, Liebes- und Hoffnungsgemeinschaft tritt. Ihre Fahne ist das Bekenntnis. Die Kirche wird ihre Aufgabe an ihrem Nachwuchs, d. h. an ihrer Zukunft, nur erfüllen können, wenn sie hier zum Zentrum klar und fest steht. Sie muß als Kirche etwas zu sagen wissen, sonst hat sie nichts zu sagen, auch in dem Sinne, daß sie nichts mehr bedeutet. Macht und Einfluß hat die Kirche und besonders die evangelische Kirche nur, wenn sie eine geistliche Potenz ist. Gottes Wort muß in ihr auf dem Leuchter stehen, sonst wird auch der Leuchter eines Tages von seiner Stelle gestoßen werden“<sup>10</sup>.

<sup>8</sup> „Im Dienst . . .“ S. 183–186.

<sup>9</sup> Archiv Landeskirchenamt Bielefeld, Personalakte Z.

<sup>10</sup> „Im Dienst . . .“ S. 257–374.

Die Kirche – und um sie geht es Zoellner in allem, was er denkt und tut – ist Kirche des Wortes oder sie ist nicht und ist nichts. Zur Kirche gehört das Bekenntnis, nicht im engen doktrinären Sinne, sondern bezogen auf die Grundaussage des articulus stantis et cadentis ecclesiae. Ihr Wort hat sie jeweils neu zu suchen, jetzt gegen das, was als Aufklärung und Idealismus, als Subjektivismus, Liberalismus, Sozialismus, im Grunde als Menschenvergötterung und als Selbsterlösungsversuch sich an die Stelle des geoffenbarten dreieinigen Gottes setzen will. Von daher muß auch die Liebestätigkeit als die Tat, die zum Wort gehört, verstanden werden. Verirrt sich diese in „Machen“, in humanitäre Geschäftigkeit, verliert sie die Verbindung mit der Wurzel, so wird auch sie an dem „Nichts-mehr-zu-sagen-Haben“ teilhaben, auch sie muß also „eine geistliche Potenz“ sein. In demselben Vortrag heißt es deshalb: „Die Innere Mission hat bisher, erklärtermaßen auf dem Grund des positiven Evangeliums stehend, eine Reformbewegung auch innerhalb der Kirche sein wollen. Sie hat mit der ‚Volksmission‘ gerade im letzten Jahrzehnt die Notwendigkeit bezeugender Evangeliumsverkündigung vom Subjekt des heilserfüllten Volkes an die heillosen Glieder auch der sichtbaren Kirche zu betonen angefangen. Aber dieselbe Innere Mission scheint heute in zunehmendem Maße die Neutralität der Richtungen proklamieren zu wollen. Man sagt, man darf auch in ihr nicht nach dem Glauben, sondern nur nach der Tat fragen.“ Er sagt dann, man wolle gewiß nicht jeden Mitarbeiter nach dem Katechismus fragen. Aber der gute Baum mache doch gute Frucht und nicht umgekehrt. „Wir haben von der Kraft der Motive gesprochen und in der Inneren Mission mit Wort und Tat Zeuge der gekreuzigten Liebe sein wollen.“ Gibt sie das auf, proklamiert und praktiziert sie die Neutralität der Richtungen, so hat sie damit ihre eigentliche Bedeutung in der Kirche aufgegeben. In Zoellners von Schrift und Bekenntnis her bestimmtem Kirchendenken und Kirchenbild hat die Innere Mission als „Lebensäußerung der Kirche“ ihren notwendigen Ort. Er gewinnt ihn von der immer wiederkehrenden Beschreibung der Kirche als „Organismus“ und als „corpus sociale“. Der Organismusedanke, gewiß biblisch aus dem Neuen Testament und besonders aus Zoellners neutestamentlicher Lieblingsschrift, dem Epheserbrief, mit seinen Aussagen über das soma Christou, den Leib Christi, begründet, scheint im 19. Jahrhundert aus der Romantik über Schleiermacher zu den Neulutheranern gekommen zu sein. Kliefoth schrieb in seinen „Acht Büchern von der Kirche“: „Die Kirche ist von vornherein ein lebendiger Organismus.“ Sie ist „wesentlich ein immer fortgehend von oben herab in die Welt hinein und aus der Welt heraus geboren werdender Leib, ein Organismus, der als solcher Ordnung und Regiment haben muß“<sup>11</sup>. So sagt Zoellner etwa: „während eine Organisation eine Aneinanderreihung einer Aggregation von

<sup>11</sup> Nach R. Grützmacher, Textbuch zur systematischen Theologie. Leipzig 1921, S. 126.

Teilen . . . ist, ist ein Organismus ein In- und Miteinander von Gliedern, die durch eine lebendige innere Kraft von innen heraus gestaltet werden, und zwar so, daß das Ganze vor den Teilen da ist . . . Mit diesem Organismus will der Herr in dieser sichtbaren Welt wirken, er will aus ihr, aus lebendigen Menschenseelen . . . die Zellen gewinnen, mit deren Einfügung er sich ausbaut und ausgestaltet: „Die unsichtbare Kirche ist die Seele, die sichtbare der Leib, untrennbar mit ihr verbunden, in dieser Welt sichtbar existierend<sup>12</sup>.“

### 3.

Gehört die Liebestätigkeit notwendig in das Kirchendenken Zoellners hinein, so ist danach zu fragen, wie sich das Verhältnis von Kirche und Innerer Mission für ihn darstellt. Wir müssen bedenken, daß zu seinen Zeiten, besonders im ersten Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit, die Verbindung von Innerer Mission und Kirche alles andere als selbstverständlich war. Das Einzelleben der Anstalten und Verbände, die Unbeweglichkeit der Amtskirche, der Verwaltungsbehörden, die mangelnde Motivation der Gemeinden war offensichtlich. Hier hat er „Ziele und Wege“, um den Titel der von 1924–1934 erschienenen Westfälischen Inneren-Missions-Zeitschrift zu gebrauchen, gewiesen. Zweimal hat er sich darüber grundsätzlich geäußert: 1915 „Die Innere Mission und die Kirche“<sup>13</sup> und nach dem Zusammenbruch des landesherrlichen Kirchenregiments 1919 „Wünsche und Hoffnungen der Inneren Mission für die Neugestaltung der Evangelischen Kirche“<sup>14</sup>. Seine Frage im Aufsatz von 1915 ist: „Könnte . . . denn nicht wirklich dieser hiatus beseitigt werden? Hat denn die Kirche nicht gelernt, die Innere Mission zu werten? Sollte die Innere Mission nicht auch mehr Verständnis für die Kirche erlangt haben? Kann, was so enge zusammengehört, nun nicht endlich organisch verbunden werden? Wäre Einigung nicht eine Tat?“ Auch die Innere Mission, die zwar auf Freiheit gestellt ist, aber der ihre Freiheit nicht immer von Vorteil gewesen ist, könnte von engerer Verbindung Nutzen haben. „Die Gefahr der Zersplitterung ist nicht immer vermieden. Man hätte manchmal einen bereitstehenden Wagen ganz gut noch schwerer beladen können, hätte nicht gleich einen neuen dazu bauen brauchen. Eine wirkliche Sicherheit gegen den Schrecken der Inneren Mission, gegen die Faiseurs – ein rechtes deutsches Wort gibt es dafür glücklicherweise nicht – ist noch nicht gefunden.“ Zoellner sagt, er habe die Möglichkeit einer organisatorischen Eingliederung aufs neue geprüft: aber „es geht nicht. Wenigstens jetzt noch nicht. Noch für lange Zeit nicht. Auch wenn die Innere Mission das wollte, was nicht der Fall sein wird, die organisierte Kirche ist nicht imstande, das alles organisch mit sich zu verbin-

<sup>12</sup> „Im Dienst . . .“ S. 347.

<sup>13</sup> „Im Dienst“ S. 473–489.

<sup>14</sup> „Die Innere Mission“ Jg. 1919, S. 109 ff.

den, das alles als direkt kirchliche Arbeit zu betreiben.“ Er sieht vorerst nur kleine Schritte: Personalunion zwischen den Männern der Inneren Mission und Kirche. Hier sei eine besondere und auch überall wahrgenommene Aufgabe der Generalsuperintendenten. Die großen Anstalten der Inneren Mission dürfen nicht erstarren, sondern sollen neue Aufgaben sehen und mit ihren großen Kräften anfangen. Aber: „ob das Verhältnis . . . normal ist, das wird sich hauptsächlich auf dem Boden der Einzelgemeinde zeigen“. In einem zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes aus dem Jahre 1915 spricht er über die „öffentliche Mission der Inneren Mission in ihrem Verhältnis zur Kirche“. Für Zoellner ist von Wicherns Grundansatz her die Innere Mission niemals bloß Diakonie. Ein Wort von Erich Stange aufnehmend kann er von der Erstarrung der Inneren Mission in Diakonie sprechen. Weil Wort und Tat nicht zu trennen sind, weil Innere Mission geistliche Potenz ist, weil sie von Wichern her stets nur als Reformbewegung lebendig bleiben kann, ist „öffentliche Mission, Evangelisation, Volksmission ein wesentlicher Teil ihrer Aufgabe<sup>16</sup>. So könnte in freier Form Gemeinsamkeit praktiziert werden. Aber die Innere Mission darf nicht ruhen und rasten, der evangelischen Kirche vorzuhalten, daß ihre Hauptwaffe in den gewaltigen Geisteskämpfen unserer Tage das Wort des Evangeliums ist. Sie muß auch jetzt (1915!) betonen, daß z. B. Zeitverhältnisse, sei es Krieg oder kommender Friede, niemals das Reich Gottes auch in unserem Volke fördern, sondern nur die Kraft Gottes, welche eben durch die Predigt an den Gewissen offenbar wird.“

Im Jahre 1919 geht es bei der Neugestaltung der evangelischen Kirche auch um die Revision des Verhältnisses der Inneren Mission zur Kirche. Zoellner erinnert hier daran, daß im 19. Jahrhundert Innere Mission nur neben der verfaßten Kirche werden und leben konnte. Er spricht von der Tragik, die darin liegt, „daß eine so gewaltige innerkirchliche Reformbewegung, wie die Innere Mission sie darstellt, an der verfaßten Kirche zunächst halt machen mußte und sich nicht anders behaupten konnte, als daß sie neben ihr her ging. Der ganze Jammer, den vor allem die preußische Staatsraison über die in unbedingter Staatsabhängigkeit gehaltene und zur bürokratischen Unbeholfenheit verurteilte evangelische Kirche gebracht hat, tritt hier mit erschütternder Deutlichkeit zutage. Denn diese innere Reformbewegung damals dieser Kirche auszuliefern, hätte heißen: ihr das Todesurteil sprechen<sup>17</sup>.“ Bei einer Neuordnung heißt es, daß sie enger mit der staatsfreien Kirche verbunden sein muß, aber ihr Proprium muß sich in der Kirche durchsetzen. So formuliert Zoellner den Leitsatz: „Nur so weit darf sie sich hingeben, als sie Gewähr dafür hat, daß sie sich auf diesem Wege durchsetzt.“

<sup>15</sup> „Im Dienst . . .“ S. 529.

<sup>16</sup> „Im Dienst . . .“ S. 486.

<sup>17</sup> „Die Innere Mission . . .“ Jg. 1919, S. 111 ff.

Er entwirft nun ein Programm der kirchlichen Neuordnung, in das er die Innere Mission mit einbezieht. Wir müssen freilich sofort feststellen, daß dieses Programm niemals realisiert worden ist. Er wünscht sich an die Spitze der staatsfrei gewordenen Kirche nicht wieder Verwaltungsgremien, von Juristen geführt, sondern eine starke geistliche Leitung. Er spricht von Generalsuperintendenten, besser wäre hier wohl von bischöflicher Leitung zu reden. Dem soll „die Leitung all der Arbeiten grundsätzlich übertragen (werden), auf welchen die Kirche sich werbend, bauend und erbauend durch die anvertraute Gabe betätigt“. Führen könne niemals die Verwaltung. Dafür bedürfe es der einzelnen verantwortlichen Persönlichkeit. Dabei müßten dann viele Arbeiten der Inneren Mission von ihr und einem ihr zugeordneten Mitarbeiterstab in die Hand genommen werden. Die notwendige Kontrolle hätte durch die Synoden zu geschehen. Hier sei das Bestehende nur sinngemäß fortzubilden. Mitarbeiter der Inneren Mission hätten hier vom Presbyterium bis zur Generalsynode Sitz und Stimme. Die Personalkosten müßten unmittelbar von der Kirche getragen werden.

Aber eine Selbstaufgabe der Inneren Mission komme nicht in Frage. Zoellner führt drei Gründe dagegen an: 1. Die Anstalten können nicht durch die Kirche übernommen werden. Hier muß Freiheit und der besondere Sachverstand herrschen. 2. Innere Mission – exemplifiziert an der Nicht-Seßhaften-Fürsorge – wird immer beweglich bleiben müssen, um „neue Elendsprovinzen“ zu entdecken. 3. Die Verbände sind unersetzbar und müssen selbständig bleiben. – Vieles, was Zoellner hier als großen Wurf entwickelt, ist nach 1945 realisiert worden.

#### 4.

Zur sozialen Frage hat Zoellner sich des öfteren geäußert. Im Sammelband: „Im Dienst der Kirche“ sind es drei Abhandlungen: 1. Ein Vortrag 1924: Die sozialen Aufgaben der Evangelischen Kirche. 2. Leitsätze für die Stockholmer Weltkonferenz 1925: Gottes Königsherrschaft in der gegenwärtigen Epoche auf Erden. 3. Thesen für den Lutherischen Weltkonvent in Kopenhagen 1929: Die Lutherische Kirche und die soziale Krisis<sup>18</sup>.

In allen drei Abhandlungen sind dieselben Gedanken niedergelegt. In aller Kürze sei eine kritische Wiedergabe versucht. Er analysiert die „gegenwärtige Epoche“ etwa so: „Die erträumte christliche Welt geht in Trümmer. Die erträumte Herrlichkeit der sittlichen Autonomie stellt uns heute vor einen sittlichen Nihilismus . . . Die Persönlichkeitskultur ist entleert. Atom zu Atom, das ist heute die Struktur. Und Atom durch einen eisernen Ring zum Block zusammengeschmiedet, das ist der Sinn der neuen Gemeinschaft. Und der Herr der Erde, das ist heute der, welcher den Massenwillen in sich darzustellen versteht . . . Der Übermensch, der jenseits

<sup>18</sup> „Im Dienst . . .“ S. 666–688; S. 710–720; S. 766–770.

von Gut und Böse die Dinge nach seinem Willen ordnet. Aber der Weg dieses Herrn der Erde geht über Blut und Tränen.“ „Die Technik (mit der der Mensch Herr der Welt sein wollte), wird mit der Industrie zusammen zur Dämonie . . . (Der Mensch) wird ihr Sklave.“ „Da ist die soziale Not einer Gemeinschaft, die keine Gemeinschaft mehr ist, sondern nur Interessenverbände und Klassenkämpfe kennt . . .“ Er fragt nun: was sollen wir tun? „Vor allen Dingen sorgen, daß das Evangelium rein und lauter in der Beweisung des Geistes und der Kraft gepredigt werde . . . Vieles andere tun und dieses unterlassen, heißt weniger als nichts Tun.“ Er ist kritisch gegen dieses „Vieles-andere-Tun“. „Ich habe glänzende Vorträge gehört über soziale Fragen, noch dazu getragen von Hochachtung für das Christentum und durchweht von Frömmigkeit. Alles kam darin vor – aber die Kirche! Was soll also die Kirche zur Erfüllung ihrer sozialen Aufgabe tun?“

Zoellner beschreibt zwei Irrwege: den des Katholizismus (wohlgemerkt den der zwanziger Jahre – wir haben ihn erlebt!) und den der Schwärmer – Beherrschung der Welt oder Verchristlichung der Welt. Beherrschung: „Nicht wenigen bei uns imponiert es, daß diese Kirche mit Gebot und Verbot in das öffentliche Leben der Völker mit der Absicht hineingreift, auch das Wirtschaftsleben und das Tun des Staates zu regulieren und zu lenken.“ Die Schwärmer: Zoellner erinnert an Thomas Müntzer: „Er wollte durch diesen neuen Geist (des Christentums) sofort die gesamten Verhältnisse dieser Erde umgestalten, um auf diese Weise mit allen Mitteln, auch mit denen äußerer Gewalt, das Reich Gottes, das Reich der vollkommenen sozialen Ordnungen auf Erden durchzusetzen“. Aber jeder Versuch, auch der des Kulturprotestantismus mit seinem Kulturoptimismus, auf Durchdringung der Welt mit dem Christentum, scheitert. „Die erträumte christliche Welt geht in Trümmer.“ Einen christlichen Staat gibt es nicht und kann es nicht geben.

Noch einmal: Was soll also die Kirche tun? Entweder sie hat als Kirche etwas zu sagen, oder sie hat keine Bedeutung. „Alle wichtigen Fragen in der Kirche, vor allem die Frage nach den sozialen Aufgaben führen auf die Frage nach dem Bekenntnis, die die wirkliche Kernfrage ist, hin.“ „Wenn das nicht mehr da ist, hat sie den Grund unter den Füßen verloren, sie ist als Subjekt vernichtet und kann als Kirche nichts mehr für die ungeheuren Aufgaben der Gegenwart leisten. Von ihrer sozialen Aufgabe kann nicht mehr die Rede sein.“ Es ist wohl verwunderlich, wie Zoellner in kühner Einseitigkeit sein Thema Kirche und soziale Frage auf die „Kernfrage“, das Bekenntnis der Kirche, hinführt. Gewiß sind kritische Anmerkungen zu machen. Aber sollte man gerade auch im Blick auf die heutige theologische Diskussion und kirchliche Praxis mit dem weithin zu beobachtenden Zurücktreten des Zentralen, des Evangeliums im reformatorischen Verständnis, gegenüber den Humanwissenschaften die mutige Entschlossenheit dieses in großen Linien denkenden Mannes nicht bewundern – auch

wenn diese Linien oft reichlich holzschnittartig ausfallen? Daß er nicht weltfremd war und einen klaren Blick für das Praktische und die Tatkraft, es durchzusetzen, hatte, ist ihm oft genug bescheinigt worden. – Von den theologischen Zentralaussagen aus: Schöpfung, Sündenfall, Erlösung in Christus sieht er in der Kirche die Lösung der sozialen Frage: „Von hier aus wird die Schöpfungsordnung Gottes wieder hergestellt.“ Nun kann in der Kirche Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit gelebt werden. „Die Kirche muß als das rechte corpus sociale wieder deutlich in Erscheinung treten. Sie muß den Tatbeweis klar sichtbar liefern, daß hier die Kräfte sind, welche von innen her das Erreichen, was von allen Seiten gewünscht, aber nicht geschafft wird.“ Denn das herrschende Prinzip, das die soziale Frage löst, ist die Liebe. Das kann niemals der Staat. Er hat die Aufgabe, die Gerechtigkeit durchzusetzen.

Wir sehen, daß das auf die Zwei-Reich-Lehre hingeht. Nun hat Zoellner sie sehr interessant mit der Zwei-Äonen-Lehre verbunden. Im alten Äon herrscht das Prinzip der Selbstsucht, gezügelt durch Gesetz und Recht. Der neue Äon aber ist im Kommen. Er betont deutlich den eschatologischen Charakter, auch im Sinne einer nicht nur futurischen Eschatologie. „Die Ewigkeit des neuen Lebens aus Gott dringt in der Kirche in diesen Zustand der Herrschaft des natürlichen Menschen ein.“ Hier ist das Verhältnis der beiden Reiche also nicht statisch, sondern dynamisch gefaßt. Das müßte eigentlich der Verengung, die wir bei Zoellner sehen, wehren. Aber nun schaltet er sofort um. Jetzt wird aus der Zwei-Reiche-Lehre eine Zwei-Bereiche-Lehre, hier Kirche mit ihrem Lebensgesetz der Liebe, dort die heutige Staats- und Wirtschaftsordnung mit der ihr von Luther (nach Zoellner) zugeschriebenen Eigengesetzlichkeit. „Aber es findet keine Vermischung der beiden etwa zu einem höheren Dritten statt, sondern wo der eine herrscht, da weicht der andere und umgekehrt.“ Gewiß ist ein weltliches Gemeinwesen, etwa der Staat, in dem Christen nicht in den Winkel gedrückt werden, sondern mitwirken, etwas anderes als ein Gemeinwesen ohne Christen. Aber – und das ist für Zoellner das Entscheidende und meiner Ansicht nach die kritisch zu betrachtende Grenze – die Verbindung und Einwirkung geschieht nur durch die christliche Persönlichkeit, die im corpus sociale der Kirche lebt. In seinen Leitsätzen für Stockholm sagt er: „Es gibt keine Einwirkung auf die Ordnungen und Gesetze des öffentlichen Lebens, außer auf dem Umwege über die Persönlichkeit.“ Sie werden das Leben im Lande anders, besser gestalten. Aber Aufgabe der Kirche ist es nur, christliche Persönlichkeiten zu bilden, als Gemeinschaft der Gläubigen den Tatbeweis des Glaubens zu führen und so zu wirken. „Sie muß dartun, daß der Mensch nicht das Produkt der Verhältnisse ist, daß aber von dem neuen erlösten Menschen auch neue Verhältnisse werden.“ Naumann wird von ihm ausdrücklich getadelt, daß er hier, bei dem durch das Evangelium

gewirkten Verhalten, nicht haltgemacht hat, sondern durch seinen Eintritt in die Politik die Verhältnisse ändern wollte.

Hier ist wohl eine Grenze, die man auch in Zoellners theologischer Herkunft aus dem 19. Jahrhundert suchen muß. Es sei nur erwähnt, daß er nach Hymmens sachkundigem Zeugnis in seinen beiden Semestern in Halle 1880/81 sich an den damals noch ziemlich unbekanntem Martin Kähler angeschlossen hat und von ihm starke Anregungen erhielt. Kähler lehnte eine christliche Sozialethik ab, da sie der Gefahr ausgesetzt sei, profanethische Forderungen mit dem christlichen Liebesgesetz zu vermischen. Daher sei theologische Ethik als Individualethik anzusetzen, in der „die Betätigung eines in der Bekehrung begriffenen Sünders inmitten der erst in der Erlösung begriffenen Welt zur Darstellung kommt“<sup>19</sup>.

## 5.

So einseitig, ja – daß wir so sagen – auf einem Auge blind, Zoellner hier war, wo es zwar nicht um Herrschaftsansprüche oder Verchristlichung der Gesellschaft, wohl aber um „Evangelische Ratschläge“<sup>20</sup> ging, so weitblickend und tatkräftig war er da, wo zur „Mobilisierung der Kräfte“, besonders der christlichen Liebestätigkeit, aufgerufen wurde. Wir zeichnen sein Bild der diakonisch mobilen Gemeinde nach: Gemeinde ist ja keineswegs nur, wenn auch zuerst, *coetus audientium*. Der Organismusgedanke, Kirche und Gemeinde als *corpus sociale*, gibt ihm die theologische Grundlage. Man kann wohl davon ausgehen, daß zu Anfang der Amtstätigkeit Zoellners, also etwa 1905/06 zwar eine reich gefächerte, besonders in ihren Anstalten blühende Innere-Missions-Arbeit in Westfalen zu verzeichnen ist, daß aber auf dem Boden der Gemeinden sich im allgemeinen noch wenig tat. Nach allem, was wir feststellen können – aus der Beobachtung der immensen Arbeitsleistung Zoellners, aus seinen literarischen Äußerungen und aus Zeugnissen der Zeitgenossen – dürfte es wohl feststehen, daß er wirklich in diesen 25 Jahren der „Motor des kirchlichen Lebens“<sup>21</sup>, wie ihn Präses Koch genannt hat, war.

Das Wunsch- und Leitbild einer vom Wort zur Tat kommenden Gemeinde entwirft er in einem großangelegten Vortrag auf dem Deutschen Pfarrertag in Dortmund 1908: „Der Pfarrer und die christliche Liebestätigkeit“<sup>22</sup>. Es geht hier im Grunde um das rechte Verhältnis von Freiheit und Bindung/Einbindung. Der Pfarrer soll nicht reglementieren, die Liebestä-

<sup>19</sup> RGG 2. A. III. Bd. Sp. 580; zitierter Text fehlt in der 3. A.

<sup>20</sup> Hermann Kunst, „Evangelischer Glaube und politische Verantwortung. Martin Luther als politischer Berater seines Landesherrn und seine Teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens“ weist darauf hin, daß der Reformator bekanntlich evangelische Ratschläge in reichem Maße erteilt hat, ohne darin einen Widerspruch zu seiner Zwei-Reiche-Lehre zu sehen.

<sup>21</sup> Präses D. Koch auf der Westf. Provinzialsynode 1933 u. a.

<sup>22</sup> „Im Dienst . . .“ S. 443–473.

tigkeit kann nicht schematisch dem Pfarramt untergeordnet werden. „Ich kann nicht zugeben, daß eine Liebestätigkeit in der Gemeinde nur dann kirchlich ist, wenn sie in den Rahmen der Kirchenordnung sich einfügen läßt . . . Wo es in einer Gemeinde recht bestellt ist, muß neben dem Amt auch auf dem Gebiet der Liebestätigkeit das Charisma zur Geltung kommen. Das Charisma aber braucht Freiheit.“ „In vielen Gemeinden liegen noch viele Kräfte der aus dem Glauben kommenden Liebe und schlummern und harren des Tages, da sie durch uns erweckt und in Bewegung gesetzt werden.“ „Es ist . . . danach zu trachten, daß jedes lebendige Gemeindeglied ein, wenn auch kleines Gebiet, habe, auf dem es aktiv sein kann, eben in Erfüllung des Dienstes der Liebe an anderen. Der Pfarrer soll hier anregen, beraten und ordnen. Er soll sich Hilfskräfte heranziehen und ihnen zur inneren Selbständigkeit verhelfen. Es wäre auch gut, wenn solche Pfarrer, denen ihre kleinere Gemeinde Raum zu nebenamtlicher Tätigkeit läßt, sich „ein Fach aus der christlichen Liebestätigkeit als Spezialfach auswählten“, so daß sie einem größeren Kreise als kundige Vertreter dienen könnten. (Hier ist wohl schon die Wurzel der späteren speziellen Provinzialämter zu sehen.) Die Berufsdiakonie ist nicht der Tod der persönlichen Liebesübung, sondern deren Konsequenz. Aber sie darf kein Monopol beanspruchen. „Wenn die berufliche Diakonie die außerberuflichen unterbindet und lahmlegt, dann gräbt sich die erstere langsam selbst das Grab.“ Doch es geht nicht nur mit guter Gesinnung. „Die beste Gesinnung kann mit viel Unverstand Hand in Hand gehen und dadurch trotz besten Willens viel verderben.“ Unumgänglich sind deshalb Zurüstungen in kürzeren oder längeren Instruktionkursen.

Bevor wir nun dem nachgehen, was aus dem Programm in Westfalen geworden ist, so weit Zoellners Initiative dabei sichtbar ist, müssen wir kurz auf die Neuordnungen auf provinzialkirchlicher Ebene eingehen. Manches war schon vor dem Ersten Weltkrieg geplant; zur Ausführung kam es, nachdem die Kirche staatsfrei geworden war und nach neuen Arbeitsformen suchen mußte. Zoellner hat den Neuanfang der Kirche nach 1918 begrüßt und – anders als viele seiner Amtsbrüder – nicht klagend zurückgeblickt. In einem 1920 entworfenen Wort, das für die Generalsynode als Ansprache an die Gemeinden gedacht war, heißt es: „Wir haben die Gnade Gottes mitten im Gericht erkannt . . . Dann aber ist heute unsere Zeit. Wir protestieren gegen das törichte Gerede von dem Bankrott der Evangelischen Kirche . . . Das Feld ist reif zur Ernte<sup>23</sup>.“ Es entsteht ein neuer Arbeitsstil. Unter Überwindung vielfacher Widerstände und trotz finanzieller Not – wie arm waren wir alle und auch die Kirche in den zwanziger Jahren! – sind die neuen kirchlichen Ämter da, die Vorläufer der heutigen Funktionspfarrstellen und ihrer entsprechenden Ämter. Schon 1925 kann

<sup>23</sup> „Im Dienst“ S. 315f.

der Generalsuperintendent der Provinzialsynode unter der Überschrift „Mobilisierung der Kräfte“<sup>24</sup> berichten, daß es jetzt Provinzialpfarrer für Jugendarbeit – männlich und weiblich –, für den neugegründeten Provinzialverband für Innere Mission, für die männliche Fürsorge, für den Westfälischen Herbergsverband, für Volksmission und Evangelisation und für Apologetik gibt. Bald werden ein Studentenpfarrer und ein Leiter des Presseverbandes, der zugleich für die Elternbünde verantwortlich ist, später ein Männerdienstpfarrer dazukommen. Manche dieser Provinzialpfarrer haben noch, um die Stelle finanziell tragbar zu machen, ein kleines Gemeindefarramt zu verwalten. Der Generalsuperintendent weiß sich zu dieser Neuordnung von Amts wegen berufen, gestützt durch die neue Verfassung der APU, nach der er das „geistliche Leben der Provinz leiten“ soll. Er zieht manche neuen Kräfte nach Münster und kann sagen: „So beginnt unser alter Zukunftstraum von einem Hauptquartier evangelischer Arbeit in Münster schon Gestalt anzunehmen.“

## 6.

Wir versuchen nun, uns einen Überblick darüber zu verschaffen, wie das „soziale Anliegen Wilhelm Zoellners“ in Westfalen durch dessen Initiative realisiert worden ist<sup>25</sup>.

Zeitlich und auch der Bedeutung nach an erster Stelle ist der Aufbau der Frauenhilfe zu nennen. Aus späteren Berichten Zoellners geht klar hervor, daß er als Leiter von Kaiserswerth dem geistlichen Vizepräsidenten des Oberkirchenrates Freiherr von der Goltz, der zugleich 1. Vorsitzender des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und damit 1. Vorsitzender der Frauenhilfe war, aufgefallen war. Er hat ihn in Vorschlag als Generalsuperintendent gebracht und damit dem Wunsch der Kaiserin, einen Mann der Inneren Mission in dieses Amt zu berufen, entsprochen. Daß es um die Organisation der Frauenhilfe in Westfalen ging, geht auch schon daraus hervor, daß Zoellner diese Arbeit augenscheinlich als erste angefaßt hat. Es waren noch keine 3 Monate seit seiner Einführung vergangen, als am 7. 3. 1906 der Westfälische Provinzialverband gegründet wurde. Die Sache wollte in Westfalen nicht vorwärtsgehen. Man war im Westen, wie Zoellner zum 25jährigen Jubiläum 1931 rückblickend schreibt<sup>26</sup>, von vornherein in Opposition gegen alles, was „von oben“, aus Berlin, kam. „Man war überzeugt, es würde schon irgendwie verkehrt werden, weil es ja von oben herunter kam.“ Nun hatte Zoellner nach Witten zum Zusammenschluß der be-

<sup>24</sup> „Im Dienst“ S. 317–331.

<sup>25</sup> Zum folgenden sei bemerkt, daß das Aktenmaterial überaus dürftig ist. Vieles ist im Krieg zerstört, anderes wohl nicht aufbewahrt. Die Darstellung fußt deshalb auf Aufsätzen z. S. und auf Sekundärliteratur.

<sup>26</sup> „Frauendienst in der evangelischen Kirche.“ Festbuch zum 25jährigen Jubiläum der Westfälischen Frauenhilfe. 1931, S. 21 ff.

stehenden 57 Evangelischen Frauenvereine zum Provinzialverband eingeladen. Es muß eine sehr stürmische Versammlung, die von 900 Frauen und einer großen Anzahl Pastoren besucht war, gewesen sein. Es wird gesagt, daß Zoellner die Versammlung „mit starker Hand“ geleitet habe<sup>27</sup>. Er gab die Losung aus: So wie keine Gemeinde ohne Gemeindegewesener sein soll, so auch keine Gemeinde ohne Frauenhilfe. Dieses Ziel wurde überraschend schnell erreicht. Am 1. 4. 1908, also nach zwei Jahren, gehörten dem Provinzialverband 154 Vereine mit 21 000 Mitgliedern an, am 1. 4. 1912 400 Vereine mit 53 000 Mitgliedern, nach 25 Jahren 746 Vereine mit rund 160 000 Mitgliedern.

Zoellners Anliegen war es, an die Seite der beruflichen Diakonie die freiwillige Diakonie zu stellen, und zwar auf dem Boden der Gemeinde, in sie eingebettet, auf sie hin. Frauenhilfe bedeutete primär, daß in den Gemeinden freiwillige Helferinnen gefunden und zugerüstet würden. Als Aufgaben werden genannt: Krankenpflege, Fürsorgearbeit für die Gefährdeten, Kinderpflegearbeit, später kam dann hinzu die Müttererholung. „Und“ – so sagt er rückblickend 1933 – „der Kernpunkt der Frauenhilfsarbeit, das sogenannte Bezirksfrauensystem, ist . . . zur unentbehrlichen und förderlichsten Hilfe der Seelsorgearbeit in der Gemeinde geworden“<sup>28</sup>.

Schon 1914 fordert er, die Kirchenordnung so umzugestalten, daß die Frauenhilfe durch Frauen im Presbyterium mit Sitz und Stimme vertreten sei und kommt nach dem Kriege darauf wieder zurück. Da das nicht zu realisieren war, schlägt er vor, daß das Presbyterium eine „Arbeitskommission“ bildet. In ihr sollten alle in der Diakonie tätigen Vereine, vorab die Frauenhilfe, vertreten sein, und auch das Presbyterium sollte seine Abgeordneten dahin entsenden. Noch 1924 ist es nötig zu betonen, daß hier in dieser Arbeitskommission selbstverständlich die Frauen gleiche Rechte wie die Männer haben<sup>29</sup>.

Frauenhilfe soll also vom Gedanken der diakonisch mobilen Gemeinde aufgebaut werden. Die Gefahr besteht aber: „Gar zu leicht läuft die Arbeit wieder in den Vereinsbetrieb, wo ein Vorstand gewisse Geschäfte führt . . . und wo das Gros der Mitglieder zufrieden ist, wenn sie ihren Beitrag zahlen, allenfalls ein Blättchen halten und lesen und endlich von Zeit zu Zeit sich zu irgendeiner Veranstaltung mit oder ohne Gaben zusammenfinden“<sup>30</sup>.

Zoellner war bis zu seiner Pensionierung 1. Vorsitzender. Er hielt es von seiner Schau der geistlichen Leitung der Kirche her für notwendig, daß die personelle Verbindung der freien Vereinigung mit der Kirche so geschaffen

<sup>27</sup> Lic. Cremer, Im Dienst der Liebe. 25 Jahre Arbeit des Ev.-kirchl. Hilfsvereins. Potsdam 1912.

<sup>28</sup> Die Innere Mission . . . 28 Jg. 1933, S. 102.

<sup>29</sup> „Ziele und Wege.“ 1924, S. 19 ff.

<sup>30</sup> S. Anm. 28, S. 80.

würde. Nach seiner Pensionierung hat er noch das ihm angetragene Amt des 1. Vorsitzenden der Reichsfrauenhilfe angenommen, wobei statutenmäßig die 1. Vorsitzende die eigentliche Leitung und Vertretung hatte, was ihm nicht sonderlich gefiel.

Der Provinzialverband für Innere Mission: In Westfalen hatte sich 1911 (im Rheinland schon 1849!) der Provinzialausschuß für Innere Mission gebildet, der die bestehenden Vereine für Innere Mission zusammenfaßte. Die Anstalten waren nicht vertreten. Nach den staatlichen Umwälzungen nach 1918 zeigte sich das Bedürfnis, die Innere Mission straffer zu organisieren. Der Zentrallausschuß für Innere Mission in Berlin rief alle Landes- und Provinzialverbände auf, daß in jeder Ephorie ein evangelischer Wohlfahrtsausschuß gebildet würde<sup>31</sup>. „D. Zoellner . . . nahm an den Bemühungen um die Neuorganisation der Inneren Mission der deutschen evangelischen Kirchen den lebhaftesten Anteil und übertrug die Ideen, die der Umbildung des Zentrallausschusses in einen Zentralverband zustrebten, auf die Innere Mission Westfalens. Seiner Initiative und der verständnisvollen Mitarbeit . . . des Präses D. Kockelke ist es zu danken, wenn bei uns schneller als in den meisten anderen Provinzen und Ländern, schneller als auch in Berlin selber, die Dinge zum Abschluß kamen und der Westfälische Provinzialverband für Innere Mission zustande kam (1922)<sup>32</sup>.“ „Er gab den entscheidenden Anstoß. Er war einer der Ersten, die aus der neuen staatlichen Wohlfahrtsgesetzgebung die praktische Folgerung zogen, daß auch die gemeindliche und kirchliche Liebestätigkeit sich Organe schaffen, die mit der öffentlichen Wohlfahrtspflege zusammenarbeiten, und ihr gegenüber die selbständige gemeindliche und kirchliche Liebestätigkeit in Arbeit und Leistung wirksam zu machen und darzustellen in der Lage sein müsse<sup>33</sup>.“ So entstanden sehr bald die kirchlichen Jugend- und Wohlfahrtsämter. Der Name war umstritten, sowohl der Zentralverband in Berlin wollte auf „Wohlfahrtsausschüsse“ bestehen, wie auch kommunale und staatliche Stellen gegen die Bezeichnung „Amt“ Einspruch erhoben – ohne Erfolg. Zoellner freilich bezweifelte auch, ob der Name glücklich gewählt sei. Er hat dann als ersten und sehr tatkräftigen Geschäftsführer Martin Niemöller berufen. In seinem Buch „Vom U-Boot zur Kanzel“ erzählt dieser, wie es dazu kam<sup>34</sup>. Noch als Vikar, ohne Gehalt, kam er am 13. 11. 1923 niedergeschlagen und ratlos nach Hause. Ihm war auf Betreiben der Gewerkschaften seine Stellung bei der Stationskasse der Reichsbahn, von der er seine Familie ernähren mußte, gekündigt worden. Da sagte seine Frau: „Der Generalsuperintendent hat geschickt, Du möchtest nach Tisch einmal zu ihm

<sup>31</sup> Rundschreiben vom 28. 1. 1921, Archiv des Diakonischen Werkes Berliner Stelle.

<sup>32</sup> „Ziele und Wege“ 1931, S. 2.

<sup>33</sup> „Ziele und Wege“ 1930, S. 13.

<sup>34</sup> M. Niemöller, Vom U-Boot zur Kanzel, Berlin 1934, S. 203/204.

kommen.“ Martin Niemöller berichtet: „D. Zoellner hatte mich einige Wochen vorher gefragt, ob ich nach Vollendung meines Vikarjahrs Lust haben würde, in den Dienst der Inneren Mission zu treten. – Als ich an diesem Abend zu ihm kam, legte er mir die gleiche Frage vor mit dem Unterschied, daß ich schon zum 1. Dezember meine Arbeit beginnen sollte. Was blieb mir anderes übrig, als ja zu sagen, obgleich ich selber auf eine Gemeindefarbeit in einer ländlichen Pfarrstelle gehofft hatte?! – So antwortete ich denn, ich hätte keine andere Möglichkeit, als in diesem Angebot eine Führung Gottes zu sehen; denn mir sei soeben zum Ende der Woche gekündigt worden; ich nehme an! – Am nächsten Tage bereits wurde in einer Vorstandssitzung der Westfälischen Inneren Mission in Bethel meine Einstellung als Geschäftsführer für Westfalen beschlossen.“ Am 1. 12. 1933 trat er den Dienst als Geschäftsführer der Inneren Mission an. Über den Anteil D. Zoellners am Aufbau und Ausbau diakonischer Einrichtungen in Westfalen sei Johannes Hymmens Bericht zitiert<sup>35</sup>: „Er leitete den Ausbau der anfangs bescheidenen Frauenasyle in Werther und vor allem in Ummeln. Er half dem Herbergswesen aus dem durch die Kriegs- und Nachkriegszeit herbeigeführten Niedergang heraus . . . In der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft vertrat er als erster die Notwendigkeit eines Verwahrungsgesetzes. Aus den Erfahrungen des Krieges erwuchs ihm die Erkenntnis der Notwendigkeit einer umfassenden Inangriffnahme der nachgehenden Fürsorge, für die er innerhalb der Frauenhilfe eine eigene, selbständige Abteilung und in dem Frauenheim in Wengern . . . eine Heim-, Pflege- und Erziehungsstätte schuf.“ Hier ist die drängende Initiative Wilhelm Zoellners sehr deutlich. Es heißt, daß er „mit Wagemut, aufgrund eines Legates“ in standgesetzt, einen 200 Morgen großen Bauernhof kaufte. Die Arbeit in Wengern für gefährdete Frauen über 18 Jahren, die also nicht mehr unter das Fürsorgegesetz fielen, lag ihm besonders am Herzen.

Schließlich ist noch Zoellners Anteil an der Gründung des Diakonissenmutterhauses in Münster 1914 zu erwähnen<sup>36</sup>. Er hat es mitgeprägt. „Er gehört zu den Begründern . . . und hat dem jungen Werk . . . mit Rat und Tat beigestanden.“ Die Anregung zur Gründung war schon vom Vater Bodelschwingh gekommen und dann von seinem Sohn Wilhelm wieder aufgenommen. An den Gründungsverhandlungen nahm Zoellner teil. Er trat in den Verwaltungsrat ein, wurde 1915 dessen Vorsitzender und blieb es auch nach seiner Pensionierung bis zum Tode. „Er gab den ersten Probeschwestern Unterricht und segnete sie auch ein.“

<sup>35</sup> S. Anm. 33 und „Die Innere Mission . . .“ 25. Jg. 1930, S. 86 f; Im Dienst S. 490 ff.

<sup>36</sup> W. Rahe: Wilhelm Zoellner und seine Bedeutung für die Diakonie, in: „Im Dienst des Einen Herrn“, Mitteilungen des Diakonissenhauses Münster 1964, S. 2 und Archiv Diakonissenhaus Münster.

## Zusammenfassung

Im Rückblick auf seine Amtsführung sagt D. Zoellner: „Ich habe viel bewußter und entschlossener, als das früher der Fall war, die Arbeit der Inneren Mission mit der der offiziellen Kirche in Verbindung gebracht und in planmäßiger Mobilisierung der Kräfte der Inneren Mission und mit der Zusammenfassung dieser Kräfte mit denen der offiziellen Kirche die Aufgaben zu erfüllen versucht, die einem Generalsuperintendenten gestellt sind.“ Und: „Auf diesem Gebiete hat das gelegen, was mir in meiner Amtsführung die meiste Freude gemacht hat<sup>34</sup>.“ Kritisch zu befragen wäre Zoellners Auffassung von den sozialen Aufgaben der Kirche. Es dürfte doch wohl eine aus seiner theologischen Herkunft aus dem Neuluthertum des 19. Jahrhunderts verständliche Verengung vorliegen, wenn er meint, die Einwirkung auf die Gesellschaft und den Staat dürfe nur durch die christliche Persönlichkeit erfolgen. Wir glaubten eine Unterschätzung der den Menschen prägenden Verhältnisse, aus dem der Verzicht auf „Evangelische Ratschläge“ resultiert, zu sehen.

In seinem theologischen Denken wäre auch wohl der Organismus- und corpus-socialis-Begriff der Kirche kritisch zu überprüfen. Bleibendes und bis heute Weiterwirkendes und Anregendes könnte man in diesen Punkten zusammenfassen:

1. Kirche und Innere Mission gehören zusammen in rechter Zuordnung von Freiheit und Bindung.
2. Die Diakonie muß sich immer von neuem zur Sache rufen lassen, sie muß vom proprium der Kirche als der viva evangelii her sich verstehen, also auch Innere Mission im Sinne Wicherns bleiben.
3. Die Gemeinde darf niemals bloß coetus audientium sein. Ihr ist die Mobilisierung der freien Kräfte aufgetragen.
4. Berufliche und außerberufliche Diakonie gehören zusammen, in gemeinsamem Dienst und gegenseitiger Ergänzung.
5. Die Diakonie (Innere Mission) soll der Kirche in ihren Gemeinden immer wieder Anstöße zu den jeweils notwendigen Aktivitäten geben.

Alles in allem: Westfalen hat in Wilhelm Zoellner einen geistlichen Führer gehabt, der vollmächtig und tatkräftig der Inneren Mission Ziele gezeigt und dann Wege beschritten hat, die bis heute von Bedeutung sind.

<sup>37</sup> „Im Dienst“ S. 14 und S. 355.